nchem Wege zur Kriegsarbeit zu zwingen. Hierbei scheint auch die Logik der Männer eine Rolle zu spielen, daß, da sie nunmehr dem Zwang gehorchen müssen, dasselbe für die Frauen nur recht und billig sei. Natürlich handelt es sich in letzterem Fall nicht um Militärdienst, sondern um die Arbeit in den Kriegsverrichtungen, die ja wegen des großen Menschenmangels in England zu einem außerordentlich hohen Prozentsatz auf die Mädchen und Frauen angewiesen sind. So häufen sich denn die Zuschriften an die Presse, in denen die Einführung des Dienstzwanges für die Frauen gefordert wird. „Ist nicht die Zeit gekommen", heißt es hierüber in den „Daily News", „die Frauen aller Klassen, die sich noch nicht mit weiblicher Kriegsarbeit beschäftigt haben, regelrecht einzuziehen? Gewiß sind diese Frauen durch andere Pflichten in Anspruch genommen, so die Mütter, die Hausfrauen mit großen Familien und die Lehrerinnen. Aber es gibt Hunderttausende anderer, die sich dem Dienstzwang und dem Verzichten hingeben, statt irgendeine ernsthafte Pflicht zu erfüllen. Darum wäre es nur recht und billig, nach den Männern auch die Frauen auf gesetzlichem Wege zu mobilisieren. Wir stellen uns die weibliche Dienstpflicht so vor, daß der Staat die Frauen während des Krieges zur Arbeit beordern kann und zwar nicht nur zu Arbeiten, die die betreffenden Frauen selbst wünschen, sondern zu jenen Beschäftigungen die für die Fortführung des Krieges am wichtigsten erscheinen. Wir verstehen unter allgemeiner Dienstpflicht der Frau, daß auch die sog. höher gestellte Frau zur Arbeit eingezogen werden kann, ebenso wie Arbeiter, für die es sicherlich eine der Allgemeinheit gegenwärtig nützlichere Arbeit gibt. Die Frauen aber, die sich gegen die weibliche Dienstpflicht wenden, mögen bedenken, daß in gerade die Frauen am meisten unter dem Kriege leiden, der durch die Verwirklichung dieser Dienstpflicht bedeutend schneller seinem Ende zugeführt werden könnte." So bleibt es dem freien England überlassen, als erster Staat die weibliche Dienstpflicht zustande zu erörtern.

Kriegerfrauen für die Kartoffelernte.

Infolge Arbeitermangels hat der stellv. kommandierende General des 2. Armeekorps bestimmt, daß Kriegerfrauen, welche Unterstützung beziehen, auf Verlangen mindestens täglich einen halben Tag Kartoffeln oder Rüben aufzunehmen haben. Weigern sie sich, so haben die Landräte zu prüfen, ob noch eine Wehrtüchtigkeit vorliegt, und es kann den Kriegerfrauen die Unterstützung zum Teil oder ganz entzogen werden. Die Landräte werden ersucht, durch Aushänge usw. darauf hinzuweisen, daß sich keine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, die sich nach ihrem Stande und ihren Kräften und Fähigkeiten zu den genannten Arbeiten eignet, ihnen entzieht. Der Inspektion der Kriegsgefangenenlager ist befohlen worden, alle Kriegsgefangenen, die bei Meliorationsarbeiten, bei Meabauten oder in den Forsten noch tätig sind, während der Kartoffel- oder Rübenernte mit diesen Arbeiten zu beschäftigen.

Die Mitarbeit der Frau in der Kriegsbeschädigtenfürsorge

ist durch eine Umfrage der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau festgestellt worden. Von den Provinzialausschüssen in Preußen haben fünf, nämlich: Westpreußen, Posen, Schlesien, Hannover und Westfalen Frauen zum Arbeitsausschuß, Beirat oder zu Unterausschüssen herangezogen. In Bayern ist eine Frau Mitglied des Kreisausschusses für Oberbayern, in Sachsen sind etwa ein Drittel der Vorstandsmitglieder des Heimatdankes Frauen, in Baden sind drei Frauen im Landesausschuß, in Hessen soll eine Frau in den Beirat des Hauptausschusses aufgenommen werden, in Mecklenburg-Schwerin, ebenso in Oldenburg und Hamburg sind Frauen in die Landesorganisationen aufgenommen, für Lübeck steht dies in Aussicht.

Frauen im Eisenbahndienst.

Für die Verwendung von Frauen im Eisenbahndienst sind jetzt abschließende Bestimmungen getroffen worden: Auf den Hauptbahnen sind Frauen im Zugbegleitungsdienst zugelassen: Bei Erlebwagen, bei Personen-, ferner bei gemischten und Güterzügen. Starkbesetzte Personenzüge sollen noch einen männlichen Schaffner mitführen. Bei den D-Zügen sind außer dem Zugführer und einem Wagenmeister in der Regel nur weibliche Schaffner zu verwenden. Im Nebenbahnbetrieb sind ebenfalls unbedenklich Frauen zu beschäftigen, auch im Bureau und Abfertigungsdienst, im Pförtner-, Magazin- und Weichenstellerdienst sollen sie Verwendung finden. Vorbedingung ist gute Gesundheit und ein normales Seh- und Hörvermögen. Nach Beendigung der Ausbildungszeit findet eine kurze Prüfung statt.

Kriegsgetraute Beamtinnen.

Kriegsgetraute Beamtinnen gibt es bei der Post- und Telegraphenverwaltung mit der Dauer des Krieges in folgender Zahl. Das Reichspostamt hat jetzt bestimmt, daß die kriegsgetrauten Post- und Telegraphengehilfinnen auf ihren Antrag bis zur Rückkehr des Ehemannes aus dem Kriege unter denselben Bedingungen wie vor der Verheiratung weiter beschäftigt werden. Im Fall ihrer Niederkunft kann ihnen ein Urlaub bis zu acht Wochen gewährt werden. Von Fall zu Fall soll entschieden werden, ob die Beamtin im Dienst bleiben kann, wenn der Ehemann nach endgültiger Entlassung aus dem Heeresdienste nicht gleich in eine feste soldatische Stellung zurückkehren kann. Dasselbe gilt für den Fall, wenn der Ehemann kriegsversehrt oder mit erheblicher Beschränkung seiner Erwerbstätigkeit zurückkehrt. Unter Umständen kann dann die kriegsgetraute Gehilfin dauernd im Amte verbleiben.

Der Vierverband gegen die deutsche Erzieherin.

Die Petersburger „Nowoje Wremja" meldet: In Petersburg sind die vorbereitenden Schritte getan worden, um nach Beendigung des Krieges sofort eine allgemeine Fraudenvereinigung für die Länder des Vierverbandes ins Leben zu rufen. Diese Vereinigung bezweckt, außerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs den Einfluß deutscher Frauen und Mädchen, der sich bis zum Ausbruch des Krieges in zahlreichen wohlhabenden Familien Frankreichs, Englands und Rußlands bemerkbar gemacht hat, gänzlich auszuschalten.

Da der Vierverband im Frieden die deutsche Erzieherin wohl nur selten wegen der „armen und plumpen deutschen Sprache", sondern wegen ihrer überlegenen Allgemeinbildung in seine Länder holte, so wird dieser famose Verband lediglich gegen die eigene gute Kinderstube arbeiten.

Die Leipziger Frauenhochschule unter Staatsaufsicht.

Die Leipziger Hochschule für Frauen tritt dieser Tage in ein neues Stadium ihrer Entwicklung. Der sächsische Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts wird die Hochschule unter Aufsicht unterstellen. Dadurch werden der gesamte Lehrbetrieb und die Prüfungen dieser pädagogischen sozialen Bildungsstätte im wesentlichen an Bedeutung gewinnen. Die Leipziger Hochschule wurde vor fünf Jahren, am 29. Oktober, eröffnet. Sie ist gegründet von Frau Henriette Goldschmidt in Leipzig, der jetzt 90jährigen Vorkämpferin und Führerin der deutschen Frauenbewegung.

Frau Lehrerin.

Ein Erlaß der österreichischen Unterrichts-Verwaltung gewährt allen ledigen Lehrerinnen das Recht auf den Titel „Frau", und zwar nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb ihrer Berufstätigkeit, weil es nicht angeht, daß die Lehrerinnen sich nur in der Schule Frau nennen lassen, außerhalb aber wieder zum Fräulein werden.

Das höhere Mädchenschulwesen in Elsaß-Lothringen

ist durch einen Erlaß des Kaiserlichen Statthalters neu geordnet worden. Insbesondere werden die Bestimmungen hervorgehoben zu werden, daß in den ersten Schuljahren der französische Unterricht vorzugsweise hat, und daß Lehrer, Lehrerinnen und Schülerinnen der höheren Mädchenschulen des ganzen Landes im Unterricht und Schulverkehr die deutsche Sprache anzuwenden haben.

Frauen, die Sanitätshunde ausbilden.

In Köln haben sich mehrere Frauen mit der Abrichtung von Hunden für den Kriegssanitätsdienst beschäftigt. Ihre Bemühungen sind so erfolgreich gewesen, daß alle ausgebildeten Hunde die Prüfung gut bestanden und sofort ins Feld geschickt werden konnten.

Lokomotivheizerinnen.

Auf der Berliner Stadt- und Ringbahn sollen auch die Lokomotivheizer durch weibliche Kräfte ersetzt werden. Gegenwärtig werden eine größere Zahl von Frauen, die sich für den schweren Dienst körperlich eignen, zu Lokomotivheizerinnen ausgebildet.

Schulreform in der Türkei.

Aus Anlaß der bevorstehenden Schulreform hat das türkische Unterrichtsministerium eingehende statistische Erhebungen angeordnet. Zunächst sind Tabellen erschienen, welche das Verhältnis des Schulwesens zur Bevölkerung darstellen. Die Volksschulen sind teils Regierungs-, teils Privatschulen. In den ersteren kommt auf je 15 Schülerer erst eine Schülerin, in den Privatanstalten kommt schon auf zwei Schüler eine Schülerin. In Konstantinopel gibt es auch eine Höhere Mädchenschule, die etwa unserer Realschule entspricht.

Studierende Chinesinnen

wenden sich in immer größerer Zahl nach Japan an die Universität Tokio. Die Mehrzahl reibt hierzu der Wunsch nach Vervollkommnung in den Wissenschaften, um später in der Heimat im Dienste des Fortschritts allgemein wirken zu können. Andere studieren in Japan, um sich für den Beruf einer Lehrerin oder Aerztin vorzubilden. In Nobiseko gibt es eine besondere Aerztliche Schule für Frauen. Bemerkenswert erscheint, daß die meisten in Japan studierenden Chinesinnen verheiratet sind.

Der Zeppelinmantel der Londoner.

Während der Zeppelinangriffe im Frühjahr und Sommer wurde aus England gemeldet, daß die Londoner Geschäftsleute einen sog. Zeppelin-Schlafanzug in Mode gebracht hätten, der dazu dienen sollte, die nachts aus den Häusern stiehenden Bürger zu bergen. Da nunmehr die kalte Jahreszeit eingetreten ist und auch die Mantelfabrikanten die Gelegenheit beim Kragen packen, wird nunmehr ein Zeppelinmantel angekündigt, der in den genannten Fällen die Leute vor Erkältung schützen soll. Die Pariser Blätter, die dies melden, meinen, daß hierin ein neuer Beweis für den Heldenmut der Londoner zu sehen sei!

Aus der ungarischen Frauenbewegung.

Der „Feministische Verein" in Ungarn hat Eingaben an das Parlament und das Justizministerium gesandt, die eine Erhöhung des Schutzalters der Mädchen und die obligatorische ärztliche Untersuchung vor der Ehe fordern.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 42:

Geheimschrift (Schlüssel: An Stelle des ersten und letzten Buchstaben einer jeden Gruppe ist jedesmal der alphabetisch vorhergehende Buchstabe zu setzen):

„Mag Feld und Eiche schlittern,
Wir werden nicht erzittern."

Richtige Lösungen gingen ein 17. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 17. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Joachim Schmidt, Kurt Linke, Erich Weage, Erna Wolfsang, Gerhard Wolfsang, Lotte Hammerschlag, Hilde Hammerschlag, Rudolf Kölsch, E. Wust, Werner Klinger, Charlotte Dudbick, Gustav Henrichs, Robert Seyberth, Gertrud Wehner; Walter Hahn;

von auswärts: Frau M. Barth, Hettstedt, Richard Masche, Diemitz.

Die Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen Musica,

entfiel auf **Richard Masche**, Diemitz.

Ergänzungsrätsel.

... ner ... Im Ba .. e ... tten . or .
Ba .... ise Ha .... S .... bruch ... lle
L ... P .. de . Pf ...

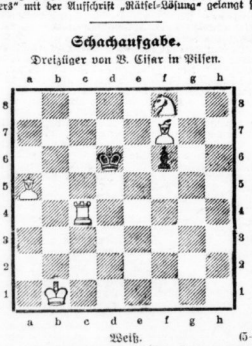
Bei den obigen Wortteilen sind an Stelle der Punkte Buchstaben zu setzen, so daß sinngemäße Wörter entstehen. Die ergänzten Buchstaben sollen im Zusammenhange eine bekannte militärisch-politische Tatsache aus dem jetzigen Kriege ergeben.

Prämie: Das Buch der Tierwelt von W. Lackowitz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von B. Cisar in Pilsen.



Weiß. (5+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 42.
Dreizüger von K. Traxler.

1. La4—b3 1. Sb3—c5 (Gf1)
2. g2—g4 2. Beliebig.
3. Dd7—a1, Dd7—g4+, Sf7—g5+, Dd7—d5 matt.

Auf 1. ... b7—b5 folgt 2. Dd7—c6+ usw.; auf 1. ... f4—f3 2. Dd7—a4+ usw.; auf 1. ..., beliebig 2. Lb3—c5 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Hauk, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Fließer, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 43 — **Halle, Sonntag, den 22. Oktober** — **1916**

Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in dulci iubilo;
Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt sich wieder.

Goethe.

Das Spiel vor den Toten.

Novelle von **Richard Rieß-München.**

Gerade als bei dem Lagarett-Konzert Frau v. Krosst, die berühmte Kammersängerin, die ersten beiden Verse des Mörike-Wolf'schen „Gebetes" gesungen hatte:

„Herr, schicke, was du willst: ein Liebes oder Leides,
Ich bin vergnügt, daß beides aus beinen Händen quillt,"

erhob sich aus der vordersten Reihe einer der Zuhörer, riß sich wie unter jähem Zwange um und starrte wie im Banne einer Erscheinung auf das Parkett der Kameraden. Dann fuhr er sich an die Stirn, taumelte ein wenig und verließ hastig den Saal. Verwundert folgte ihm leise ein Arzt. Der fand ihn, den Gefreiten Willy Teichmann, in Schluchzen zusammengebrochen, auf der Alkave des Schloß-Lagarettes.

„Stecken Sie ihn ins Bett," sagte er kopfschüttelnd zu der Schwester.

•

Erst am anderen Morgen befragte er ihn.

„Ja, Herr Assistenzarzt," sagte Teichmann, „ich war gestern ja wirklich reichlich sonderbar. Doch ... Sie werden sich vielleicht wundern ..."

„Nee, wissen Sie: Ich wundere mich eigentlich über nichts mehr. Uebrigens — Sie sind Organist im Zivil, nicht?"

Der Soldat nickte. Und nach einer Pause erzählte er:

„Sie wissen vielleicht, Herr Doktor, daß wir zur Mackensenarmee gehörten. Wir haben Gorlice mitgemacht. Nachdem wir dann 8 bis 10 Tage lang die Russen vor uns hergetrieben hatten, mußten wir plötzlich Halt machen. Man erzählte von verzweifelten Wiedervorstoßversuch, von Verstärkungen. In diesen Tagen gab's mal eine Patrouille: Ich mit vier anderen. Wir sollten auskundschaften, ob sich in den vor uns liegenden Dörfern die Kosaken eingenistet hätten.

Zwischen unserer Stellung und der nächsten Ortschaft lag ein Nadelwald. In finsterer Nacht krochen wir wie Tiere in das schwarze Dickicht der Bäume. Doch als wir erkannt hatten, daß keine Russenfeele darinnen lauere, sprangen wir auf und eilten im Laufschritt voran. Das war mein Pech. Ich stürzte über eine Wurzel, und als ich aufstehen wollte, merkte ich, daß ich mir den linken Fuß verrenkt hatte ... Aber das wissen Sie ja alles, Herr Doktor ... Es war eine teuflische Geschichte. In dem Walde, dessen Boden von Regengüssen zerweicht war, wollten mich die Kameraden nicht lassen. Doch keine zweihundert Meter hinter dem Holz lag ein Dorf. Ein paar leergebrannte Hütten und zwei, drei bessere Häuser. Kurz und gut: die Jungens stellten fest, daß die Buden leer waren. Da kamen sie denn zu mir zurück, hoben mich auf und führten mich die paar Schritt. Doch da ich ja immerhin noch ein bißchen humpeln konnte, ließen sie mich nun und sagten, ich solle im ersten Hause auf sie warten. Na, geholt haben sie mich nicht. Ich hab' die armen Teufel nicht wiedergesehen bis heute ...

Ich schleppte mich also in das Haus hinein. Die Tür war, ehedem wohl verschlossen und verriegelt, von Kolbenschlägen zertrümmert. Aber im ersten Zimmer herrschte sonderbarerweise gute Ordnung. Auf dem runden Tisch stand sogar eine Vase mit verfaulten Blumen. Deshalb roch es wohl ein wenig nach Verwesung in diesem Zimmer. Ich wollte das ganze Haus durchsuchen, aber es war ja offenbar völlig menschenleer, und meine Schmerzen, jetzt heftiger als zuvor, zwangen mich zur Ruhe. Nur liegen können ... irgendwo ... Ich fiel auf eine Ottomane. Mieb kort und streichelte mein wehes Bein. Das tat ihm wohl. Sobald ich aber versuchte, den Fuß zu brechen, brüllte ich vor Schmerz. Ich glaube, bald war ich eingeschlafen. Wir hatten in den letzten Wochen ja selten die Augen zumachen dürfen.

Als ich aufwachte, schien heller Tag ins Zimmer. Sonnenschein. Frühling. Mir war ordentlich wohl zumute nach dem Schlafe ... bis mein Fuß wieder krabbelte. Aber das tat nicht. Ich sah mich im Zimmer um. Nun, ein merkwürdiges Zimmer für ein Bauernhaus: Büchergestell, Schubkommode mit Atlas darauf, und denken Sie: an der Fensterwand ein richtiges Piano! Stellen Sie sich vor, wie mir da zumute wurde, Herr Assistenzarzt! Neun Monate hatte ich keine Taste mehr angerührt.

Ich sah das Klavier, Herr Doktor. Schmutzig die Tasten, der Staub darauf wie eine Kruste ... Der Deckel stand offen ... merkwürdig in einem offenen Hause ... Grab wie ein Tisch, der, gedeckt, wartet. ... Herr Doktor, ich konnte mich nicht halten. ... Ich humpelte hinüber und schlug eine Taste an. Dumpf klang es. Ich versuchte auch zu singen. O, ich sang, Herr Doktor. Ich sang das „Gebet", dasselbe, das gestern ...

Und wie ich die letzten Töne verklingen lasse, da ist es mir plötzlich, als reiste sich meinem Empfinden ein ekelhafter Geruch mit. ... Anders als von den verwelkten Blumen, die immer noch auf dem Tische standen ... so ... so süßlich ... Und wie ich noch darüber nachsinne, steigert sich dieses Empfinden zur Unerträglichkeit. Ich habe acht Stunden in dem Zimmer gelegen ... geschlafen ... und nun erst?! ... Ich nehme also meine Pistole und humpele fort ... zum Nebenzimmer. Doch wie ich die Tür aufstoße, Herr Doktor, da ... da ... im Nebenzimmer, da saßen um einen Tisch ... Kaffeetassen standen darauf und die Scherben eines Kruges ... da saßen um den Tisch drei deutsche Soldaten, in Uniform. Und hielten den Kopf zwischen den Händen, auf dem Holz ruhend, als ob sie schliefen ... nein, als ob sie in heiliger Andacht vor irgendetwas Schönem versunken wären. Wie man etwa Beethoven hören muß, Herr Doktor. ... Zuerst dachte ich .. die Leute hätten hier meinen Liebern gelauscht und säßen nun noch immer versunken ... Aber keiner rührte sich, als ich eintrat, als ich nun auch rief ... ganz laut rief ... als ich schrie, Herr Doktor! — Alle drei waren tot. Die Fensterscheiben, die zerbrochen am Boden lagen, hatten die Kugeln der Meuchelmörder nicht aufhalten können.

In diesem Augenblick kam es mir jäh zum Bewußtsein, daß ich ... vor Toten gesungen hatte ... Lebenssehnsuchtsliedern den Toten ... O, jämmerlicher Hohn! Wie Lebende sahen sie aus. ... Und ich: Man ist von Sinnen in solchen Augenblicken ... Ich ging wie im Traum aus dem Zimmer, klappte drüben den Klavierdeckel zu. Der kurze Krall des niederfallenden Holzes war das letzte, was ich hörte. Als ich erwachte, war ich schon im Feldlazarett ... Zusammengeklappt, Herr Assistenzarzt! Das wissen Sie ja ...

Und nun gestern ... ich wollte ja schon anfangs nicht in das Konzert ... Wenn ich Musik höre, spür' ich's immer wieder mit allen Sinnen ... das Grauen ... und in Herzen Herzens Wundschläge. Aber ich dachte mir: Musst dich beherrschen! Und ging hinein. Und ich erkrank's auch... Bis dann das schöne alte Lied an die Reihe kam. .. Hugo Wolfs „Gebet" ... dasselbe, das ... Sie wissen ja, Herr Doktor. ... Da riß es wie wahnsinnig in mir ... ich konnte nicht mehr ... ich sah alles im Fieber. War das ein Konzertsaal? Nein, das war ja das alte gallisische Häuschen ... Und all diese Lichter? ... Blendwerke!! Ich sprang auf und drehte mich um. Endlose Reihen von Zuhörern ... still ... dumpf ... Manche hielten den Kopf in den Händen vergraben ... da konnte ich nicht mehr ..."

Teichmann sprach sich in Schluchzen hinein.

Still erhob sich der Zuhörer. Als der Gefreite wieder aufsah, stand Schwester Klara neben ihm und streichelte sanft sein feuchtes Haar. ...

Gedenktage der Woche.

22. Oktober	1818 † Der Pädagoge Joachim Campe in Braunschweig (* 1746).	
	1859 † Der Komponist Ludwig Spohr in Kassel (* 1784).	
	1903 † Gustav v. Moser in Görlitz (* 1825).	
	1914 Der preußische Landtag bewilligt 1½ Milliarde für Ostpreußen.	
23. Oktober	1801 * Albert Lortzing in Berlin († 1851).	
	1842 † Der Orientalist Wilhelm Gesenius in Halle (* 1786).	
	1844 * Wilhelm Leibl in Köln († 1900).	
24. Oktober	1601 † Der Astronom Tycho Brahe in Prag (* 1546).	
	1648 Westfälischer Friede; Ende des 30jährigen Krieges.	
	1796 Dritte Teilung Polens.	
	1804 * Der Physiker Wilhelm Weber in Wittenberg († 1891).	
	1892 † Robert Franz in Halle (* 1815).	
	1912 Die Bulgaren schlagen die Türken bei Kirk-Kilisse.	
25. Oktober	1415 Sieg der Engländer über die Franzosen bei Azincourt.	
	1647 † Der Physiker Torricelli in Florenz (* 1608).	
	1800 * Der englische Geschichtsforscher Macaulay († 1859).	
	1825 * Johann Strauß in Wien († 1899).	
	1838 * Der Komponist Bizet in Paris († 1875).	
26. Oktober	1757 * Der Staatsmann Frhr. vom Stein in Nassau († 1831).	
	1800 * Helmut v. Moltke in Parchim († 1891).	
	1874 † Der Komponist Peter Cornelius in Mainz (* 1824).	
27. Oktober	1760 * Gneisenau in Schilbau († 1831).	
	1870 Uebergabe von Metz.	
28. Oktober	1466 * Der Humanist Erasmus in Rotterdam († 1536).	
	1787 † Der Märchendichter Musäus in Weimar (* 1735).	
	1914 Verurteilung der Mörder von Serajewo.	

Wildbiebe.

Erzählung von **Felix Frhr. v. Stenglin.**

(Nachdruck verboten.)

In der Oberförsterei eines meiner Bekannten wurde vor einigen Jahren fast gewildert, ohne daß man den Wilddieben auf die Spur gekommen wäre. Der Oberförster hatte seinen Jäger, einen früher sehr tüchtigen Menschen, schon mehrmals darüber zur Rede gestellt, endlich sagte er ihm: „Ich gebe ihnen noch vierzehn Tage Zeit; wenn Sie dann nicht irgendwie zum Ziel gekommen sind, muß ich Sie ablösen lassen."

Die Frist näherte sich dem Ende, der Jäger hatte noch immer nichts erreicht. Wahrscheinlich lag der Grund darin, daß er sich zuviel im Kruge aufhielt. Die hübsche Tochter des Krügers hatte es ihm angetan. Am Lehrerhause ging er fast der Zeit in großem Bogen vorüber. Der Lehrer und seine Frau hatten ihm viel Liebes erwiesen, mit dem Sohn, einem jungen Berliner Lehrer, hatte er sich angefreundet, die Tochter war ihm herzlich gut gewesen. Ein sehr liebes Mädchen, gesund, hilfreich und verständig. Das sehen alles vergessen, seitdem die Krügergreete ihn bekert hatte.

Eines Vormittags traf Falk — so hieß der Jäger — den Lehrersohn, der zu den Ferien bei den Eltern war, auf der Dorfstraße. Er wollte vorübergehen, doch der Freund redete ihn an. Von der Schwester sprach er nicht, dazu war er zu stolz, aber er sagte ihm rund heraus, die Krügergreete habe ihn zum Besten. Er solle sich in acht nehmen, mit dem früheren Jäger habe sie's auch schon so gemacht. Falk glaubte ihm nicht. Sie habe wohl gar einen anderen? fragte er höhnisch.

„Nun ja", antwortete der junge Lehrer, „sie ist mit dem Kaufmann Grabenhof verlobt."

Da lachte der Jäger laut auf und ging seines Wege.

An demselben Nachmittag, gegen fünf Uhr, erschien er wieder im Krug. Er hatte sich vorgenommen Grete zur Rede zu stellen. Der Gedanke, Grabenhof könne sein Nebenbuhler sein und wohl gar ein begünstigter, war ihm widerwärtig. Er hatte den Menschen mit seinem bald frechen, bald kriechenden Wesen nie leiden mögen.

Zu seinem Aerger traf er im Krug Gäste an und zwar solche, die er am allerwenigsten erwartete,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191610221/fragment/page=0001

den Schmied Hoffmann aus einem Nachbardorf und den entlassenen Waldarbeiter Lanz. Beide standen im Verdacht der Wilddieberei. Leider hatte Fall sie nie fassen können. Er nahm sich vor, ihnen heute nachzugehen. Zunächst beschäftigte ihn seine eigene Angelegenheit ganz.

Als Grete ihm das Bier brachte, redete er sofort auf sie ein. Sie sagte, wie sie das liebte, an den Tisch gerückt und hielt ihre zierliche Gestalt vorwurfvoll in lässiger Bequemlichkeit. Damit lockte sie ihn auch jetzt, aber Aerger und Eifersucht überwogen.

Zuerst leugnete sie alles ab. Dann gestand sie, daß der Vater ihr Hier zugeredet habe, Gardendorf zu heiraten, versicherte aber, daß sie sich gar nichts aus dem Menschen mache. Fall war mit der Antwort nicht zufrieden, als er aber im Unmut sagte, er könne gehen, beschwichtigte sie ihn und hielt ihn zurück.

Der Schmied und der Waldarbeiter fuhren abwärts Stockelgehen über Jagd und Jäger, als ob sie Fall reizen wollten; er ging nicht darauf ein. Als sie endlich aufbrachen, sagte auch der Jäger und machte Miene, ihnen unauffällig nachzugehen. Da das Grete ihm noch unständiger als vorher, zu bleiben. Das machte ihn auf einmal mißtrauisch. Ob Grete nicht mit den beiden unter einer Decke steckte? Ob sie ihn nicht nur hatte, um ihnen einen Vorsprung zu lassen? Diese Gedanken traten aber zurück, als Grete ihm versprach, ihn draußen zu treffen.

Wenige Minuten später hielt er sie unter der großen Kastanie in den Armen. Sie hing sich an ihn und trieb sich seine leidenschaftlichen Liebkosungen gegenüber. Dadurch verging eine geraume Zeit. Die Kirchuhrmuhr schlug sechs.

„Hast du ihn gesehen?" fragte er eifersüchtig. Da vergaß sie ihre Vorsicht.

„Warum nicht?" gab sie kess zurück.

Nun machte er sich los. Es half nichts mehr, daß sie ihn bat.

„Laß mich! Ich muß fort!" sagte er verdrossen.

„Wohin?"

„Nach der Oberförsterei."

Sie ließ ihn gehen.

Ein paar Minuten war er auf dem Wege zur Oberförsterei. Die beiden Verdächtigen hatte er ganz vergessen. Da hörte er einen Schuß und blieb stehen. Der Schall kam drüben vom Kiefernwald jenseits des Dorfes. Fall war plötzlich ganz nüchtern und entschlossen. Er wendete sich um und ging hinter den Gärten des Dorfes entlang. Bald erreichte er den Waldrand, durchschritt einen Teil des Holzes und kam nun an die große Lichtung. Herbstnebel begannen sich dünn über die Landschaft zu ziehen und einen Teil der hohen Kiefern zu verdecken. Vorsichtig ging der Jäger am Rande der Lichtung weiter. Er sah weder flüchtiges Wild, noch einen Menschen. Erst als er die halbe Lichtung umschritten hatte, entdeckte er an der Ferne dunkle Punkte, die er für Rehwild hielt, das zur Aesung herausgetreten war.

Ein zweiter Schuß! . . . Die dunklen Punkte gerieten in Bewegung und kamen auf den Jäger zu. Der Wind wehte von drüben, die Tiere witterten ihn nicht. Da stürzte eins, die anderen preschten in wilder Flucht weiter, ganz nahe an ihm vorüber. Er wartete eine Weile, endlich sah er eine Gestalt aus dem hohen Holz treten und langsam auf das gefallene Stück Wild zugehen. Die Aurisse des Mannes boten für ihn zu nehmendem Dunkelheit nur undeutlich von einer Lichtung ab. Jetzt bückte er sich, um das Wild aufzuheben. Ein zweiter schien nicht zu kommen. Der Jäger machte sich schwierig nach rief:

„Halt! Gewehr hinlegen!"

Sofort sprang der andere zurück bis an die bezeichnete Wiese, sein Gewehr in der Hand. Dann wandte er sich schnell um, als wolle er fliehen. Da drückte der Jäger ab, der Wildschütz stürzte und blieb liegen.

Der Jäger ging heran. Es war nun fast dunkel geworden. Er beugte sich nieder, um die Gesichtszüge des Mannes festzustellen, prallte aber gleich wieder zurück. Er kannte es nicht, obwohl es er da sah. Vor ihm lag sein Nebenbuhler Gardendorf in seinem Blut.

Wie er nach dem Krug zurückkam, wußte er nicht. Er kam vor dem Kretscher und erkannte nichts mehr, die Gesichter, Traum und Wirklichkeit schwammen ihm durcheinander. Er riß das Gewehr an die Backe und stieß gerade aufs Herz. Da aber kam ihm plötzlich ein Gedanke des Glücks. Mit frischem Entschluß schleuderte er das Gewehr von sich. Der Nebel, der ihm solange die Sinne verhüllt hatte, war zerrissen. Doch auch mit seiner Kraft war es zu Ende. Er verlor die Besinnung und stürzte neben seinem Gewehr zur Erde.

Zwei Jahre, nachdem der Oberförster mit dieser Vorgänge erzählt hatte, war ich mit ihm in einer Försterei, die eine Meile vom Dorfe lag. Als wir an das Haus kamen, stand eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm in der Tür. Wir begrüßten die Förstersin, scherzten mit dem Kleinen, und ich freute mich über die blühende junge Frau mit dem schwarzen dunklen Haar, dem freundlichen Ausdruck und dem Gesicht voll Milch und Blut. Gleich darauf kam der Förster und wir gingen mit auf Pürsche ins Revier. Ein Mann in der Mitte der Jahre, frisch und rund. Es war ein schöner Tag, wir brachten zwei Böcke zur Strecke, und befriedigt fuhren wir abends auf des Oberförsters leichtem Jagdwagen durch den Wald heim.

„Erzählte ich Ihnen nicht früher einmal von einem meiner Jäger, der auf der Suche nach Wilddieben unerwartet seinen Nebenbuhler erschoß?" fragte der Oberförster. „Der dort in der Försterei — das ist er. Damals lag er lange im Krankenhaus, in seinen Fieberphantasien klagte er sich als Mörder an — bis nach und nach seine Gattin Nanni ihm half, und er die Zusammenhänge wieder begriff."

„Und die junge Frau?" fragte ich.

„Ist die Lehrerstochter, die er wegen der anderen verlassen hatte."

Trinkspruch nach der Schlacht.

Verlost für heute sind die Stürme,
Der Todesengel ging zur Ruh',
Wir stehen hier in sich'rem Schirme,
Und was noch lebt, das trinkt sich zu.

Hoch drauchen hebt vom blut'gen Grunde
Sich Kreuz bei Kreuz empor in Nacht.
Das erste Glas in unserer Runde,
Es sei den Toten dargebracht!

Vom heil'gen Blute, das vergossen,
Zum Himmel raucht der Opferdampf
Und zeigt den streitenden Genossen
Das hohe Ziel im nächsten Kampf.

So laßt vereint als treue Kacher
Uns fechten, auf'rer Brüder werk.
Das zweite Glas im Kreis der Becher,
Den Kameraden sei's bescheert!

Und ruft auch uns der Herr des Lebens —
Getrost! Schon dröhnt's von neuem Schrill,
Daß für die Heimat nicht vergebens
Ein Volk von Männern rang und litt;

Getrost! Schon naht mit Fahnenschwingen
Ein junges Heer, zum Kampf bereit.
Das dritte Glas, so laßt es klingen;
Des Landes Jugend sei's geweiht!

Viktor Menzel (in der Killer Kriegszeitung).

Eine Robinsonade vor dem Ur-Robinson.

Robinson und Graf von Gleichen in einer Person — diese Worte geben den Inhalt des überaus merkwürdigen Lebensschicksales des schwedischen Adligen Petter Sparre wieder, von dem eine alte, aus dem 17. Jahrhundert stammende Handschrift berichtet, die im Stockholmer Reichsarchiv aufgefunden und jetzt veröffentlicht worden ist. Der Lebenslauf dieses Robinson, der ein volles Jahrhundert vor Alexander Selkirk, Defoes und des Grafen von Gleichen-Jurowsky gelebt hat, ist darum besonders merkwürdig, weil er als junger Mann mit zwei Frauen auf eine einsame Insel verschlagen wurde, dort bis ins hohe Greisenalter lebte und Stammvater eines langen Volkes von vielen hundert Köpfen wurde, das aus seiner seltsamen, an den Grafen von Gleichen erinnernden Ehe mit zwei Frauen stammte.

Die Handschrift des Reichsarchives besteht aus zwei Teilen. Der erste, bedeutend längere, ist von Petter Sparre selbst und berichtet in einfachem, anschaulichem Stile über sein Leben. 1596 wurde er geboren; aus adeligster Sippe vorher er seinen Vater, der gleichzeitig mit anderen Adligen gewaltsam ins Exil ging, was vermutet läßt, er sei ein Opfer des Blutbades von Linköping (1600) geworden. Der junge Petter Sparre kam an den Hof des Königs Sigismund. Dort lernte er allerlei erlernen; als er seine trefflichen Ausbildung hinter sich hatte, ging er auf Reisen, kam mit andern Edelleuten nach Spanien zum Großadmiral Adrian de Alvarez, wurde zum Kapitän ernannt und fuhr mit einem Geschwader nach Westindien. Von Mittelamerika aus wurde er als Kommandant eines Fahrzeuges nach Manilla geschickt, das Zivilkleider von Chinesen ein und her schaut, es trug an Bord eine Mannschaft aus, die von den 280 Personen, zwei Petter Sparre, zwei Matrosen, zwei Soldaten, die achtzehnjährige Tochter des Schiffspatrons und die 18jährige Frau des Steuermannes verkörperte. Diese sind Wanner und zwei Frauen konnten natürlich das Schiff nicht retteren; sie kamen nach einiger Zeit durch einen gewaltigen Sturm auf eine Insel verschlagen, und hier mußten sie ein Robinsonleben beginnen. Sorgen um das tägliche Brot hatten sie nicht, denn die Insel war wild und Früchte in Hülle und Fülle, sie hatten die großen Vorräte des Schiffes und Werkzeuge, kurz, sie konnten ein Robinsonleben unter den besten Vorbedingungen beginnen. Der Tod bestimmte ihre Kopfzahl um vier: die beiden Matrosen ertranken, nachdem sie getrunken hatten, in einem Streit, den sie beide mit dem Leben bezahlten mußten, und wenig später ertranken die beiden Soldaten beim Fischfang. So war Petter Sparre mit den beiden Frauen allein. Es ist bezeichnet, daß die drei durch das Schicksal aneinandergefesselten Menschen, der Mann und die beiden Frauen, unter diesen Umständen eine Doppelehe eingingen, wobei freilich die Tochter des Schiffspatrons sich schwarz auf weiß bestätigen ließ, daß Petter Sparre sie im Falle ihrer Befreiung als rechtmäßige Gattin anerkennen müsse. Beide beschenkten ihn nach seinem Berichte im Laufe der Jahre mit zahlreichen Kindern, und da mehrfach Zwillingsgeburten vorkamen, bestand die Familie Sparre nach zwanzig Jahren bereits aus 42 Kindern neben dem Vater und den beiden Müttern. Weiter Sparre unterwies seine Kinder in allem, was er gelernt hatte; einer seiner Söhne, der besonders begabt war, bekam eine theologische Vorbildung, einige lernten schneiden, andere das Zimmermannshandwerk, die Töchter webten und hantierten mit Wolle, Baumwolle und anderen Pflanzenfasern; kurz, die Kinder Sparres bildeten den Anfang eines neuen Volkes. Als die ältesten Kinder herangewachsen waren, suchten sie sich — jedes unter den Halbgeschwistern — Ehegefährten, und die Nachkommen Sparres gediehen und vermehrten sich außerordentlich. 40 Jahre nach der Landung auf der Insel waren bereits 290 Einwohner vorhanden, so daß der Stammvater sich genötigt sah, eine Verteilung der Insel vorzunehmen. Als besonders merkwürdig hebt er nach Schilderung Inselentfalte auf der Insel hervor, daß in der ganzen Zeit weder ein Todesfall noch auch nur eine Krankheit vorgekommen sei. Sein Bericht schließt mit der Angabe, daß er die Aufzeichnungen für seine Nachkommen abgefaßt hat.

Eine „Addition" bildet den zweiten kleineren Teil der Handschrift. Diese Hinzufügung erzählt, daß im Jahre 1674 ein englisches Schiff durch einen Sturm auf diese einsame Insel, die gerade auf dem Wendekreis des Krebses liege, verschlagen wurde. Seine Mannschaft wurde aufs freundlichste begrüßt und die Besatzung aufs freundlichste aufgenommen; man beschenkte sie mit kostbaren Gewürzen, mit Perlen und anderen Dingen, die die Inselbewohner in großen Mengen gesammelt hatten. Den ersten Ankömmling auf dieser Insel bezeichnet die Handschrift mit seinem Namen Petter Sparre, und sie fügt hinzu, daß er bei seiner Auffindung 85 Jahre alt war. Seine eine Frau, Anna Pepper, war etwa gleichaltrig, die andere, Mauritia Mendoza, nur wenig jünger. Die Einwohner, so heißt es weiter, sind kaldolisch und tragen eine alte europäische Tracht. Ihre Sprache ist ein Gemisch von Spanisch und Holländisch, und einige von ihnen können Latein. Die Kopfzahl der Inselbewohner wird auf 800 bis 900 angegeben, und es heißt, ihr König sei ein guter Politiker, der die Insel gerecht verteilt habe.

Granaten, Grenadiere und Grenadiermützen.

Von Dr. J. Stanjek.

Woher die Granate ihren Namen hat, ist bekannt, sie verdankt ihn dem Granatapfel, der wegen seiner vielen Körner (grana) bei den alten Römern den Namen malum granatum führte. Im Jahre 1616, also vor genau 300 Jahren, begegnet uns zuerst das Wort Granate in der deutschen Literatur; im italienischen treffen wir es erheblich früher, schon um 1520, in der form granata etc. Die Granate als Geschoß ist eine italienische Erfindung; im älteren Italienisch hieß der Granatapfel, der dort heute pomo granato oder melagrano genannt wird, granata. Die Italiener nannten das Geschoß deswegen so, weil es ebenso mit Pulverkörnern gefüllt war wie der Granatapfel mit Kernen. Die „romanischen Sachsen", die Spanier, die bei ihrer rückigen Kriegsweise t guerrit mit in Betracht gehen, nennen noch heute sowohl die Granate wie den Granatapfel granada. Auch ihre Stadt Granada hat vom Granatapfel, denn sie auch im Wappen führt, den Namen erhalten. Die Franzosen kennen den Granatapfel durch die Spanier kennen, daher heißt dieser bei ihnen und banach auch die Granate: grenade. Ein Granatenwerfer heißt bei den Franzosen grenadier genannt, und deswegen haben wir heute noch Grenadiere in unserem Heer, auch wenn diese an sich heute nichts mehr mit den Granatenwerfern zu tun haben.

Die Granaten wurden ursprünglich nur mit der Hand geschleudert; man bediente sich ihrer besonders in den Kämpfen des 17. Jahrhunderts. Das Handwerk war recht gefährlich, da die Granaten häufig zu früh sprangen oder bei der Zu- der Zu-Fu-Schleudern Verletzungen durch die Sendungen [illegible] [illegible] [illegible] werden. Die Zünder [illegible] die Kerl, denen sie gefährliche Arbeit übrig, gemarkert, in Deutschland gennte man sie zu ulkiert „Granatenwerfer." Diese [illegible] Bezeichnung begegnet uns in der deutschen Militärliteratur zuerst im Jahre 1678, etwas später eil [illegible] wir die [illegible] Grenadiere und Granatenwerfer. Wann die beiden Sinnbilder „Granatenwerfer" durch die Bezeichnungen Grenadiere, Granatier und dann durch die französische Form Grenadier ersetzt wurde, so war hier offenbar das oft genug im militärischen Leben hervortretende Streben nach Kürze ausschlaggebend.

Daß Schlesien bei uns die aus dem Französischen stammende Bezeichnung Grenadier auf der ganzen Linie gesiegt hat, hat seine besondere Bewandtnis. Im Jahre 1667 stellte der französische König Ludwig XIV. jeder Kompagnie Infanterie vier Grenadiere zu, die Handgranaten zu werfen hatten. Es wurden dazu besonders ausgesuchte tüchtige Leute genommen. Die zunehmende Verbesserung der Feuerwaffen führte dazu, daß die Granate ausschließlich zum Artilleriegeschoß wurde und daß die Handgranate ganz ihre Bedeutung verlor. Die Grenadiere wurden nun als besonders tüchtige Truppe zusammengezogen. Zuerst geschah dies in Frankreich, wo aus den Grenadieren aller Regimenter eine Grenadierkompagnie zusammengezogen wurde. Später erhielt jedes Regiment eine solche Kompagnie. Die Grenadiere hatten so jede Verbindung mit der Granate aufgegeben, aber sie hatten den alten Namen behalten.

Namentlich unter Friedrich dem Großen und unter Napoleon I. stellten die Grenadiere eine besondere Elitetruppe dar. Friedrich der Große wies ihnen in seinen Kriegen besonders schwierige Aufgaben zu: Stellung auf den Flügeln, Einteilung in Sturmkolonnen, Entsendung zur Vor- und Nachhut usw. Die Bezeichnung Grenadier-Regiment als Bezeichnung einer bevorzugten Infanterie hat sich im deutschen Heer bis zum heutigen Tage erhalten. In Preußen gibt es sogar ein Grenadier-Regiment zu Pferde, obwohl es niemals berittene Granatenwerfer gegeben hat; es ist das Dragonerregiment Freiherr v. Derfflinger (Neumärkisches) No. 3.

Die Grenadiere Friedrichs des Großen trugen die bekannten nach oben zulaufenden Grenadiermützen, die noch heute vom 1. Garderegiment zu Fuß und vom Alexander-Regiment bei Paraden getragen werden, die Grenadiere Napoleons I. trugen Bärenmützen. Die preußische Grenadiermütze hat sich aus der altdeutschen Zipfelmütze entwickelt, wie sie in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes noch von der männlichen, bäuerlichen Bevölkerung getragen wird und die besonders in den Dorfkellern des schlesischen deutschen Michels niemals fehlen darf. Die ersten Handgranatenwerfer setzten sich tatsächlich im Kampfe solche Mützen auf. Die damaligen Infanteristen trugen breitkrempige Hüte; da nun die Grenadiere, also die wirklichen Grenadiere, beim Schleudern der Granaten das Feuergewehr am Riemen über die Schulter werfen mußten, fanden ihnen dabei die breitkrempigen Hüte natürlich im Wege und sie erfanden für sich die Zipfelmütze, die bekanntlich noch von den Soldaten außerhalb des Dienstes viel getragen wurde, was schon der Name „Zeltmütze" zeigt, dem man für sie noch im 17. Jahrhundert vielfach begegnet. Diese Zipfel- oder Zeltmütze der deutschen Grenadiere erhielt nun vorn ein Blechschild und dieses wurde immer größer, bis aus ihm in Verbindung mit der Mütze die friederizianische Grenadiermütze wurde, die Menzel so oft gemalt und gezeichnet hat. Namentlich die „Kunkel" (so lautet die amtliche Bezeichnung), die jede preußische Grenadiermütze krönt, bewahrt aufs Deutlichste die Erinnerung an die Zeit, wo sie der altdeutschen Zipfelmütze, aus der sich die Parade-Kopfbedeckung unserer heutigen preußischen Gardegrenadiere entwickelt hat. Die Bärenmütze der berühmten napoleonischen Grenadiere, die auch in anderen Armeen Eingang gefunden hat, wird eine ähnliche Entstehungsgeschichte haben wie die altpreußische Grenadiermütze. Diese Bärenmütze wird sogar bei ganz besonderen Gelegenheiten noch von einem deutschen Truppenteil getragen. Die erste Kompagnie des Mecklenburgischen Grenadierregiments No. 89 legt sie in Friedenszeiten zur Galauniform aus. Zur Parade trugen die Bärenmütze in Friedenszeiten noch die englische Garde-Infanterie, das dänische Leibregiment, die belgischen Grenadiere und die russische Palastgarde. Auch die englischen Füsilierregimenter tragen ähnliche Mützen, diese weisen aber einen geringeren Umfang auf als die der englischen Gardeinfanterie.

Die preußischen Grenadierformationen wurden durch die nach dem unglücklichen Jahre 1806 durchgeführte Militärreform abgeschafft, gleich einig damit verschwanden die altpreußischen Grenadiermützen aus dem preußischen Heere; sie lebten aber in Rußland weiter, wo sie bei im Jahre 1762 zur Regierung gelangte Zar Peter III., ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen, der sein Heer ganz nach preußischem Muster umorganisieren beschlossen hatte, bei den Pawlowschen Grenadieren einführte. Bei diesem Regiment lah sie König Friedrich Wilhelm III. bei einem Aufenthalt in Petersburg im Jahre 1823 und führte an die Grenadiermützen ganz nach dem Muster der Pawlowschen Grenadiere, die übrigens eine gewisse Nachahmung der friderizianischen Grenadiermützen waren, beim 1. Garderegiment zu Potsdam ein, obwohl dieses niemals ein Grenadierregiment gewesen ist. Im Jahre 1894 führte Kaiser Wilhelm II. diesem Regiment eine neue Garnitur Mützen und die alten dieses Regiments gingen auf das Alexander-Regiment in Berlin über.

In dem gegenwärtigen Weltkriege sind die Handgranaten wieder zu Ehren gekommen, sie stehen freilich ganz anders aus, als die ersten von wirklichen Grenadieren geschleuderten Granaten, haben auch eine ganz andere Wirkung aus als diese. Das Werfen der Handgranaten wird auch diesmal von ausgebildeten und besonders tüchtigen Mannschaften ausgeführt, diese heißen aber nicht Grenadiere, sondern führen den etwas schwerfällig klingenden Namen „Handgranatenwerfer". Die Bezeichnung „Grenadier" hat heute nur eine historische Bedeutung; wenn es notwendig ist, werfen natürlich auch unsere Grenadiere mit Handgranaten, in dieser Beziehung besteht zwischen ihnen und den übrigen Infanteriegimentern kein Unterschied.

Das Herz gefällt mir nicht,
das kreucht und kalt
Sich anschleicht in den Jahren
des Gefühls.

Schiller.

Aus der Welt der Frau.

Hast du im Tal ein sichres
Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus.

Karl Förster.

Das Obstmark.

Von Wilhelm Mütze, Staatl. Dipl.-Gartenmeister.

(Nachdruck verboten.)

Die zweckmäßigste hausmännische Verarbeitung von frischem Obst, das als Wirtschaftsobst angesprochen werden muß, also unter Ausschaltung der feinen Tafelsorten, ist die Herstellung des Obstmarkes. Das Verfahren ist folgendes: Die Früchte werden weichgekocht, doch so, daß sie nicht zerfallen, dann wird der Obstsaft abgegossen und auch die Masse noch zum Abtropfen gebracht. Dieser dritte Saft, der vorzeitlich durch ein Haarsieb läuft, wird alsdann wieder auf das Feuer gebracht, wo er in lebhaftem Kochen gehalten wird. Inzwischen wird das Obstmark durch eine Passiermaschine gedreht oder mit dem Kartoffelquetscher gestampft. Sobald nun der Saft kurz vor dem Gelieren steht, wird das Mark wieder hinzugegeben und die Gesamtmasse noch solange gekocht, bis die gewünschte Dicke erreicht ist.

Da Saft aus reifem süßem Obst erfahrungsgemäß schwer geliert, ist es nicht immer leicht, den richtigen Augenblick der Weiterkochung des Obstmarkes abzupassen. Es ist deshalb ratsam, den Saft zu zweitmal Obstsaft auf einen kleinen Teller zu geben (einige Tropfen genügen), und nach Geschmack und Dicke beim Erkalten zu kosten, ob der Saft Neigung zeigt, sich schwach strukturig zu gestalten; alsdann ist der richtige Augenblick gekommen.

Aus Pflaumen, süßen Birnen und Aepfeln, ebenmäßig eine Beigabe von ½—½ Zuckerkandelschnitzeln, Kürbisstücken oder Rumkerlchen, ist auch diese Wirkung ein sehr schmackhaftes und in Kleinigkeiten leicht herzustellendes Obstkraut herzustellen. Seine Wohlgefühl, Schmackhaftigkeit und sein Nährwert sichern ihm einen ersten Platz als Brotaufstrich. Tatsächlich kennen viele Bewohner des deutschen Gebirgsdorfes, der Wetterau und Thüringens für ihr Wanderkraut einen anderen Brotaufstrich als dieses Kraut.

Es ist nicht zu leugnen, daß einige Erfahrnisse für reines Obstmark weite Verbreitung gefunden haben und zum Teil als echtes Obstkraut verkauft werden. So wird aus Kürbismark unter Zusatz künstlicher Fruchtessenzen eine Aprikosenmarmelade und Kirschmarmelade hergestellt, die weite Verbreitung gefunden hat. Auch soll alle Himbeermarmeladen werden aus Ersatzstoffen bereitet. Um die Täuschung vollkommen zu gestalten, werden sehr oft die Reste der Himbeerfaserpressung, nämlich die Kernchen und Fruchthülsen, solcher künstlichen Marmelade zugesetzt. Es wird an der Zeit sein, solcher Herstellung von Erfahrnisteln entgegenzutreten, denn sie schädigt die deutsche Obstindustrie. Sehr wenig können im Haushalt gewisse Speisekürbisse zur Verlängerung des Obstmarks verwendet werden, aber aus reinem Kürbismark unter Beigabe von Nüdensirup ein Obstkraut herzustellen, ist nicht gut anzuraten.

Wir benutzen das Obstmark in der Hauptsache als Beigabe zum Brot, und es ist naheliegend, daß man schon lange auf den Gedanken gekommen ist, Mehl und Obstmark zusammen zu verbacken. Zu diesem Zweck wird das aus gekochtem Obst hergestellte und mit dem eigenen Saft in Mischung gebliebene Mark dem Backmehl zugesetzt, und zwar soviel, wie eben zur nötigen Aufsuchung von Brotteig erforderlich ist. Dieser Brotteig geht mit Hefe genau so wie jeder andere und wird auch genau so verbacken. Viele setzen ihm ein wenig Branntwein zu, wie es ja bei der Zubereitung von Landbrot oft üblich ist. Da dieses Fruchtbrot außerordentlich lange seine Frische behält — es kann monatelang aufbewahrt werden —, hat sich auch die Industrie seiner bereits bemächtigt, und es wird den deutschen Kaufleuten, die früher russische Märkte beziehen, noch erinnerlich sein, daß dort große Mengen finnischen Obstbrotes feilgeboten wurden. Die Finnen setzen dem Obstbrot noch besonders würzige Beeren zu, z. B. getrocknete Preiselbeeren, Heidelbeeren, getrocknete kleine Birnen und Schwarzer usw., genau wie es die Bauern des Kinzigtales tun, die auch ein sehr leckeres Obstbrot mit getrockneten Birnen und Zibeben backen. Die finnischen Bauern backen aber noch größere Brote, zeigt an Gewicht von dreißig Pfund.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, Fruchtsäfte und Obstmark in innige Verbindung mit unserm Mehl zu bringen; dieses Mehl hängt die verschiedenen Obstsäfte leichtes auf und dringt sie zu einer weit besseren Verdauung als beim Genuß des Aufstriches. Ich habe finnisches Obstbrot gegessen, das, von russischen Märkten stammend, vorzüglich bei zwei Monaten bereits auf der Reise war. Es war so frisch und würzig, als sei es eben aus einem Backofen geholt. Man würde man gewiß geneigt sein, zu fragen, woraus sich dieses gute finnische Obstbrot nicht bereits den Weltmarkt erobert hat? Der Grund liegt nahe: nur Kenner schätzen es. Kenner haben aber nicht das Monopol des Weltmarktes in Händen. Die Aufmachung ist es, die einer Ware zum glatten Weg durch die Welt verhilft. Es ist müßig, zu behaupten, die Güte eines Produktes allein genüge. Wer das behauptet, wird auf dem Weltmarkt überflüssig sein. Wir werben unseren „Weltmarkt" wohl künftig in vielen Dingen innerhalb der Grenzen Deutschlands abhalten, das hindert nicht, daß wir für unsere Produkte eine ansprechende Verpackung wählen. Man bringt nicht menschliche Nahrungsmittel wie Braunkohle auf den Markt.

Das Eheverbot der Lehrerinnen.

In Berlin-Schöneberg hatten, wie s. Z. mitgeteilt, die städtischen Lehrerinnen das Gesuch an die Stadtverordnetenversammlung gerichtet, sie möchte bei dem Unterrichtsminister die Aufhebung des Eheverbots beantragen. Das Gesuch war hauptsächlich mit dem Hinweis auf die notwendige Bevölkerungsvermehrung begründet. Am Montag befaßte sich nun die Stadtverordnetenversammlung mit dem Gesuch. Die „Vossische Zeitung" berichtet darüber:

Der Berichterstatter Dr. Kugnitzky (liberal) stellte sich auf den Standpunkt, daß die verbeiratete Lehrerinnen zwei Berufe haben würden, von denen notwendig das Schulamt durch die Rücksicht auf die Familie benachteiligt werden würde. Ferner sei die Frau körperlich dem Mann unterlegen, sie müsse häufiger vertreten werden, und wenn sie sich verbeirate, würden Störungen ihres Dienstes noch häufiger als schon jetzt Platz greifen. Gerade aus dem Grundsatz heraus, daß gleichen Tätigkeiten gleiche Entlohnung entsprechen müsse, glaube er sich ablehnend verhalten zu müssen, weil eben die verbeiratete Frau nicht ihre ganze Kraft in den Dienst der Schule stellen könne wie der Mann.

Dagegen beantragte Dr. Jacoby (freie Vereinigung), die Petition dem Magistrat als Material zu überweisen. Er führte dafür die Wichtigkeit der Frau als Lehrerin an; die Frau sei dem Mann in Eigenschaften des Gefühls überlegen, sie eigne sich, namentlich wenn sie Mutter wäre, besser zur Erziehung der Kinder. Andererseits führe Ehelosigkeit zur Verärgerung und Nervosität der Frau, so daß man die Frage von diesem Standpunkt die Ehe der Lehrerin befördern müsse. Zwei Berufe seien auch bei beamteten Frauen keine Seltenheit; so gäbe es verbeiratete Aerztinnen, Sängerinnen und vor allen Dingen verbeiratete Lehrerinnen im Auslande, mit denen man sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Auch der Staat habe nichts dagegen, daß eine Lehrerin, deren Mann gestorben sei, wieder angeheiratet werde, auch wenn sie Kinder hätte. Sollte man einen Mann, daß nur der Mann das Hindernis sei? Wenn endlich gegen die Petition geltend gemacht werde, daß häufiere Störungen in der Lehrtätigkeit der Frau Platz greifen, so habe doch der Mann auch seine Amtspflicht zu erfüllen und müsse oft acht Wochen und darüber von der Schule fern bleiben.

Lyzealdirektor Professor Dr. Teuber sprach für den Antrag Jacoby. Er als Fachmann könne bestätigen, daß gerade in der Kriegszeit mit verbeirateten Frauen im Schuldienst außerordentlich günstige Erfahrungen gemacht seien, so daß er sich nicht entschließen könne, die Petition kurzerhand abzulehnen. Vielmehr müsse die Frage von Fall zu Fall behandelt werden, — dies um so mehr, als auch die Regierung auf diesem Standpunkt zu stehen scheine, da sie eine widerrufliche Anstellung verbeirateter Lehrerinnen gestatte.

Bei der Abstimmung lehnte die Versammlung trotz dieses Gutachtens eines Fachmannes die Petition ab.

Der Ruf nach „Dienstpflicht der Frauen" in England.

Das Sprichwort, daß die Gegensätze sich berühren, scheint auch bezüglich der in England eingeführten allgemeinen Dienstpflicht Wahrheit zu werden. Während gerade die Engländer Fall als die Symbol der persönlichen Freiheit gebärdet haben, scheinen sie nun, da sie die Wehrpflicht eingeführten, den staatlichen Dienstzwang auf die Spitze treiben zu wollen, indem er sich immer lauter mit dem Plan beschäftigen, auch die Frauen auf gesetz-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191610221/fragment/page=0002